

Marthalen: Dominikanermönch Johannes Weise zeigte Wege zu einem erfüllten Leben auf

Gemeinsam gehts besser

Die These des Geistlichen: Vor lauter Selbstverwirklichung haben die Menschen im Westen vergessen, wie gut wirkliche Gemeinschaft tut.

MONICA HOTZ

Was macht ein Dominikanermönch aus Freiburg ausgerechnet in Marthalen? Es war Michael Schaar zu verdanken, seinerseits reformierter Pfarrer in Laufen-Uhwiesen und ehemaliger Studienkollege des Ordensmannes, dass Johannes Weise ins Weinland kam. Der Mönch erzählte aus dem Buch «Die Individualismus-Falle», das er zusammen mit Investment-Analyst Wolfgang Kienner vor zwei Jahren publiziert hat.

Unter dem Titel «Wege zu einem erfüllten Leben» zum Anlass geladen hatten die Bezirkskirchenpflege Andelfingen und die «Gruppe für regionale Anlässe».

Ganz und gar nicht verstaubt, festgeföhren oder abgehoben kam der junge Geistliche daher, eher jugendlich-frisch und witzig, und liess zwischendurch durchblicken, dass er in der Regel zu jüngerem Publikum spreche, als in der reformierten Kirche Marthalen anwesend war. Lediglich rund 30 Personen, eher ältere Semester, fanden den Weg dahin. Ein Umstand, der die These des

Mönchs stützen mag, der Gesellschaft der nordwestlichen Hemisphäre mangle es an Gemeinschaftssinn.

Unglücklicher Westen

Die Quintessenz des Vortrags: Niederländische Statistiken besagen, dass das Niveau an Lebensfreude in den westlichen Industrieländern signifikant niedriger ist als in Asien oder der südlichen Hemisphäre. Dies, obwohl dort oft wirtschaftlich und politisch die viel widrigeren Umstände herrschen als im behüteten Westen. Das haben die zwei Koautoren selbst erlebt, als sie in Venezuela weilten und sich daraufhin mit den Ursachen auseinandersetzten.

Man möge das Sonnenlicht als Ursache für den Unterschied hervorheben, führte Weise ins Feld, aber es sei erwiesen, dass sich der Körper daran gewöhne (Adaptation), es also nicht stetig den Gemütszustand der Menschen beeinflussen könne.

Man könne auf die temperament- und freudvollere Mentalität der Südländer hinweisen. Aber Mentalität sei eher ein Produkt der Umstände als die Ursache dafür.

Die westliche Welt könnte sagen: «Wir arbeiten viel, wir haben einen grossen Konkurrenzdruck, und im Süden wachsen einem sozusagen die Bananen in den Mund», aber im Süden gebe es eine unglaubliche Armut, die Wirtschaftssysteme seien weitaus härter als bei uns.

Der einzige wirkliche Unterschied zwischen Westen und Süden sei, dass im Süden die Leute die Dinge gemeinsam machen: Einkaufen, Urlaub, Arbeiten – alles. Im Westen heisse das heutige Ideal: «Mach dein Ding!», «Setz dich durch!» Dass man nicht mehr darauf angewiesen sei, Dinge miteinander zu tun, habe die Menschen auseinanderggeführt.

Sozialität als Grundbedürfnis

Der Mensch habe, so der Mönch, Grundbedürfnisse: existenzielle wie Schlaf, Essen und Trinken, aber auch Sicherheit und jenes, aus den Anlagen in sich etwas zu machen, zum Beispiel beim Arbeiten. Ein weiteres Grundbedürfnis sei das nach einem Sozialwe-



Zum Schluss zelebrierten alle die Gemeinschaft in Form eines Kreistanzes.

Bilder: Monica Hotz

sen, mit anderen Menschen über die Familie hinaus eine Gemeinschaft zu bilden. Das Bedürfnis sei da, jeden Tag von Neuem mit anderen Menschen in Kontakt zu treten. Darin liege die Bestätigung «ich bin okay», «ich darf so sein, wie ich bin». Und bei der Freizeit liege des Pudels Kern: Während man bei der Arbeit darauf reduziert werde, was man leistet, kommen in der Freizeit viele andere Facetten der Menschen zum Tragen. Deshalb stelle sich die Frage: «Was machen wir in unserer Freizeit?»

Konsum kontra Sozialität

Hier unternahm Weise einen virtuellen Ausflug in die Konsumhochburg USA. Zwischen 1950 und 1990 habe sich die Produktivität in den USA vervierfacht. Das heisst, die Leute müssten heute nur noch ein Viertel so viel arbeiten wie früher.

Aber: Die Arbeitszeit sei gestiegen, mit dem Ziel, noch mehr Konsumgüter zu produzieren. Und jede gewonnene Stunde Freizeit werde heute in den USA in Fernsehkonsum investiert. Das

Problem: Man mache dabei selbst nichts, bringe sich selbst nicht zur Entfaltung.

Das sei generell eine Tendenz im Westen: Man tanze nicht selbst, man sehe zu, wie andere tanzen. Man mache nicht selbst Sport, man sehe zu, wie andere Sport treiben. Tanzen beispielsweise müsse man aber miteinander, miteinander in der Bewegung spielen, miteinander in Kontakt sein, statt nebeneinander herzhüpfen.

Auch wenn man im Westen Gastgeber sei, schlüpfte man oft in eine Rolle, mit dem Ziel, die Gäste zu beeindrucken, statt wirklich etwas gemeinsam mit den Gästen zu tun. Gemeinsames Kochen oder gemeinsame Spielabende wären hier eine Alternative. «Wir schauen zu, wie andere sich selbst verwirklichen, und zahlen auch noch dafür», sublimierte Weise. Man investiere dabei zwar keine Energie, es komme aber auch keine zurück. Wenn man jedoch im Freizeitsektor Energie investieren würde, so seine These, käme sie vielfach zurück.

Das mit der Sozialkompetenz sei ein Teufelskreis, mahnte der Pater: Sie nehme ab, wenn man sie nicht pflege, und irgendwann sei man ganz unten und nicht mehr fähig zu Kontakten.

Allerdings gebe es auch ein Risiko dabei, die Sozialkompetenz zu pflegen: Das Gegenüber könnte gerade nicht mögen und Nein sagen. Wenn man Gemeinschaft pflegen will, macht man sich von anderen abhängig. Aber die Möglichkeit sei es wert, sagte Weise, und rief zum Schluss dazu auf, auf andere Menschen zuzugehen, mit ihnen in Kontakt zu treten und ein Mensch zu sein unter Menschen.

Nach einer Fragerunde, die oft nicht wirklich eine war, sondern etwas undifferenziert dahin ausschweifte, wie besser doch alles früher war, lud der Dominikanermönch zum Tanz als Gemeinschaftserlebnis in der Gruppe ein. Zur Instrumentalversion von «One Moment in Time» machten alle mit bei einem Kreistanz, wobei sich zum Schluss alle die Hände reichten und voreinander verneigten.



Dominikanermönch Johannes Weise.